



MARIE VAREILLE wurde 1985 in Montbard, einer Kleinstadt im Burgund, geboren. Sie hat in New York und Paris Management studiert und arbeitet derzeit für ein kleines Start-up-Unternehmen. Neben dem Schreiben führt sie auch einen Blog über romantische Komödien. Nach *Manchmal ist es schön, dass du mich liebst* ist *Vielleicht ist es ja Liebe* ihr zweiter Roman, der auf Deutsch erscheint.

Vielleicht ist es ja Liebe in der Presse:

»Das perfekte Buch für ein Sommerwochenende im Liegestuhl.«
Elle

Außerdem von Marie Vareille lieferbar:

Manchmal ist es schön, dass du mich liebst (10144)

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Marie Vareille

Vielleicht ist es ja Liebe

Roman

Aus dem Französischen
von Gabriele Lefèvre



PENGUIN VERLAG

Die französische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Là où tu iras j'irai« bei Éditions Mazarine, Paris.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © Mazarine / Librairie Artème Fayard, 2017

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe

2018 by Penguin Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Covergestaltung bürosüd unter Verwendung

von Motiven von bürosüd

Redaktion: Brigitte Lindecke


Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10256-4

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Für Olivier,
der mir immer noch eine Stereoanlage schuldet
Für Clement,
dem ich viele Stunden Spielzeugautos schulde
Für Paul,
der mir eine Nurofen 500 schuldet*

*Der Zufall dreht die Ameise auf den Rücken,
damit sie den Himmel sehen kann.*

Arabisches Sprichwort

Woody-Allen oder Weihnachten im Tierschutzverein

»Dieser hier kostet dreihundert Euro.«

Der Verkäufer legte Isabelle ein zauberhaftes Labradorbaby in den Arm. Sie lächelte, kraulte seinen Kopf und drückte ihm ein Küsschen zwischen die Ohren.

»Den finde ich süß«, sagte Quentin, »aber es ist dein Geburtstag. Also, wenn du lieber einen anderen hättest ...«

Sie zögerte, warf einen Blick in die Runde und hielt wie vom Blitz getroffen inne.

»Den da!«

Ihre braunen Augen blitzten vor Entschlossenheit. Sie setzte den Labradorwelpen ab und ging auf einen schäbigen Käfig zu, der einfach auf der Erde stand und offensichtlich die Frucht einer unstandesgemäßen Liebe beinhaltete, nämlich eine Mischung aus einem furchterregenden Wasserspeier von Notre-Dame und einer verstrahlten Fledermaus. Das rüdiges Fell ließ hie und da ein wenig schlaffe Haut durchscheinen. Links und rechts von einem verknäulten weißen Haarbüschel, das über dem einzigen gelblichen und melancholischen Auge hing, ragten zwei spitze Ohren hoch.

»Die da ist nicht zu verkaufen«, sagte der Tierhändler, »die ist gestern aufgefunden worden. Die ist mindestens neun Jahre alt, und sie hinkt.«

»Och, die Arme, wie furchtbar ...«

Isabelle hockte sich vor das Gitter und ließ einen Finger über den struppigen Kopf der Chihuahua-Mischung gleiten. Die knurrte auf der Stelle und zeigte zwei Reihen spitzer Zähne. Isabelle drehte sich strahlend zu Quentin um, der sie mit amüsiertem Funkeln in den Augen beobachtete.

»Sieht sie nicht aus wie ein Punkbaby? Sie ist zu niedlich.«

Sie öffnete den Käfig. Der Verkäufer setzte den Labrador eilig in den seinen zurück.

»Vorsicht! Ich fürchte, ihre Impfungen sind nicht auf dem letzten Stand.«

Doch Isabelle hatte das Viech bereits aus dem Käfig geholt und schmiegte ihr Gesicht in das scheußliche weiße Fellgestrüpp.

Die Hündin, von einer derart zärtlichen Geste überrascht, machte sich steif und grollte vorsichtshalber, bevor sie sich geradezu schnurrend in die gastlichen Arme der jungen Frau kuschelte.

»Quentin, darf ich dir Woody-Allen vorstellen?«

Quentin hob nicht sonderlich erstaunt eine Augenbraue.

»Bist du dir sicher? Selbst zu Weihnachten im Tierschutzverein haben wir nie einen so hässlichen Hund gesehen.«

Der verdatterte Verkäufer kratzte sich am Kopf.

»Ich schenke Ihnen die Hündin, wenn Sie wollen. Eigentlich sollte sie eingeschläfert werden ... Sie können sie nächsten Samstag abholen. Ich muss sie noch impfen.«

»Wenn wir sie umsonst bekommen«, meinte Quentin, »müssen wir dir noch ein anderes Geburtstagsgeschenk besorgen.«

Die junge Frau griff nach dem nächstbesten Halsband auf der Gondel und reichte es ihm.

»Dann nimm doch einfach das hier dazu! Damit ist die Sache geritzt.«

»Das macht sechs Euro vierzig«, sagte der Verkäufer, als er den Artikel scannte.

Quentin reichte seine Kreditkarte über die Theke, während Isabelle die Hündin in ihren Käfig setzte.

»Bis Samstag, meine Süße!«, murmelte sie. »Ich kann es gar nicht erwarten, dir dein neues Zuhause zu zeigen.«

Dann küsste sie Quentin freudig erregt.

»Das ist mein schönstes Geburtstagsgeschenk seit zwei- unddreißig Jahren. Findest du sie nicht auch zum Anbeißen?«

Quentin lächelte, legte den Arm um ihre Schultern und küsste sie auf die Wange.

»Zum Anbeißen finde ich leicht übertrieben, mein Schatz, aber die Hauptsache ist, dass die Hündin dir gefällt, auch wenn sie eher an eine Kanalaratte erinnert.

Erotischer Gynäkologenabend

»Isabelle!«

Zum dritten Mal rüttelte Quentin Isabelle an der Schulter.

»Was ist denn los?!«

Sie hob panisch den Kopf von dem Kissen, das sie wie einen Rettungsring umklammert hielt. In ihrem Gesicht zeichneten sich die Knitterfalten des Bettzeugs ab, und ihre aufgerissenen braunen Augen trugen noch die Spuren der Schminke von gestern. Ihr blondes Haar stand kreuz und quer in alle Richtungen, und sie drehte Quentin das Gesicht eines entsetzten Vögleins zu, das gerade aus dem Nest gefallen ist.

»Es ist Mittag! Dein Casting!«

»Mein Casting? Was für ein Casting? ... Ah, verdammter Mist, mein Casting!«

Isabelle warf einen Blick auf den CD-Player, der auch die Uhrzeit anzeigte.

»Das ist gelaufen. Das Casting war um neun.«

Sie zog die Bettdecke über ihren Kopf, fest entschlossen weiterzuschlafen. Quentins Stimme ließ sich wieder vernehmen, beherrscht, aber mit einem Tick Ungeduld.

»Konntest du dir nicht den Wecker stellen?«

»Die Batterie muss leer sein.«

Wie von Zauberhand flog die Bettdecke davon, Quen-

tin hatte sie zum Fußende des Bettes zurückgeschlagen. Isabelle stützte sich auf einen Ellenbogen, rieb ihre Augen und verschmierte noch mehr Wimperntusche.

»Tut mir leid, aber ich bin erst um vier Uhr morgens vom erotischen Gynäkologenabend zurückgekommen.«

»Erotischer Gynäkologenabend?! Ich dachte, du wolltest mit Amina nur was trinken gehen.«

»Stimmt. Aber da war eine Art Party in ihrer Uni. Amina war so deprimiert, dass ich sie ein wenig auf andere Gedanken bringen wollte.«

»Amina hat ihren Doktor in Medizin vor vier Jahren gemacht!«

»Trotzdem, es war spitze: Es wurden sogar Gratis-Spekula verteilt.«

Quentin versuchte, die leichte Verspannung seines Kiefers zu verbergen. Er ließ sich auf die Bettkante fallen, und Isabelle strich ihm mit der Hand über den Rücken.

»Amina ging es wirklich nicht gut. Sie brauchte mich ... Bist du böse?«

Da er nicht antwortete, schlang sie ihre nackten Beine um seine Hüften und begann seinen Hals mit Küssen zu bedecken.

»Weißt du was?«, flüsterte sie ihm ins Ohr, »manchmal denke ich, du bist viel zu sexy, zu lieb und zu perfekt, um wahr zu sein.«

Dieses Kompliment schien Quentin nur noch mehr zu nerven.

»Hör auf damit!«, sagte er. »Kannst du nicht mal dran denken, mir wenigstens eine SMS zu schicken, wenn du die halbe Nacht unterwegs bist?«

Isabelle legte ihre Arme um seinen Hals und drängte sich noch dichter an ihn.

»Ich denke immerzu an dich! Der Beweis: Ich bin gestern Nachmittag eine geschlagene Stunde Metro gefahren, nur um dir drei Stück von diesem Schoko-Pistazien-Kuchen aus der Bäckerei Martin-Laurent zu holen.«

Sie streichelte ihn weiter, und die Spannung in Quentins Schultern ließ nach. Er nahm den Kopf der jungen Frau zwischen beide Hände und seufzte. Wenn sie das Gesicht des kleinen verlorenen Mädchens aufsetzte, konnte er nicht lange widerstehen, und er küsste sie auf die Lippen.

»Okay, das mit dem Kuchen ist zwar ein mieser Trick, aber du hast gewonnen.«

Jetzt schien alles wieder in Ordnung, und Isabelle sprang aus dem Bett.

»Ich mache dir jetzt den Brunch des Jahrhunderts, und dann holen wir Woody-Allen aus der Tierhandlung.«

»Dafür haben wir keine Zeit: Wir müssen um vierzehn Uhr bei deinem Kumpel Alexandre sein. Vielleicht danach?«

Isabelle ließ sich mit betrübtem Gesicht auf die Bettdecke sinken.

»Zu dumm, das hatte ich ganz vergessen.«

Mit den Fingerspitzen streichelte sie die markanten Bauchmuskeln ihres Partners. Jedes Mal, wenn sie ihn betrachtete und er keinen Anzug trug, fand sie, dass sie in einem vorigen Leben irgendetwas ganz besonders Gutes getan haben musste, um einen Mann wie ihn zu verdienen. Quentin beugte sich über sie und wickelte eine ihrer blonden Locken um seinen Finger.

»Ich dachte, dein Vorsprechen sei wichtig, mein Schatz ...«

Sie zwang sich zu lächeln.

»Ach, weißt du, ich habe hundertdreiundneunzig Mal vorgesprochen, seit ich siebzehn war, das von heute hätte auch nichts weiter gebracht.«

»Man weiß ja nie ...«

»Ich hatte sowieso ein schlechtes Gefühl«, sagte sie gekünstelt fröhlich, »bestimmt war es wieder so ein Casting, bei dem sie dir erklären, dass du mit zweiunddreißig zu alt bist, um eine Dreißigjährige zu spielen. Oder auch noch den Schlüpfer ausziehen sollst, weil sie wissen wollen, wie deine Haut im Scheinwerferlicht wirkt.«

»Ich verstehe. Das ist hart. Aber wenn du deine Chance haben willst ...«

Ohne ihn aussprechen zu lassen, zog sie ihn an sich und schlug die Bettdecke über beide. Sie wollte diese Unterhaltung nicht weiterführen. Das Leben hatte sie schon früh gelehrt, dass Glück nicht in jede Wiege gelegt wird. Während sie ihn liebkostete, zog sie an den Boxershorts, die er als Schlafanzug trug.

»Zieh das aus!«, flüsterte sie. »Nach dem Abend unter Medizinerinnen habe ich Lust, Doktor zu spielen.«

Geneviève de Fontenay bei einem Konzert von Eminem

Eine Bombe hätte in Alexandre Lemaïres Wohnzimmer kaum größeren Schaden anrichten können. Isabelle, die sich so wohlfühlte wie Geneviève de Fontenay bei einem Eminem-Konzert, wich gerade noch einem fliegenden Xylofon aus. Ein mit einem Laserschwert bewaffneter Junge trat ihr auf den Fuß, als er sich mit Gebrüll auf einen eingebil deten Gegner warf. Wo zum Teufel war Quentin, und warum hatte er sie in diesem feindlichen Umfeld allein gelassen? Vorsichtig bewegte sie sich durch den Raum auf die Terrassentür zu. Dabei fiel ihr Blick auf ein kleines Mädchen, das sich hinter dem Sofa versteckt hatte und Alexandres Katze am Schwanz zog. Einen freundlichen fettleibigen Kater namens »Jäger«.

»Man darf Tieren nicht wehtun«, sagte Isabelle schockiert.

Statt einer Antwort hob das Kind die Hand, in der es etwas hielt, das einem ausgerissenen Puppenbein ähnelte, und haute damit dem armen Jäger auf den Kopf. Der miaute empört und suchte das Weite.

Entrüstet über so viel sinnlose Gewalt, nahm Isabelle dem Kind die Tatwaffe ab.

»Was du da gemacht hast, ist sehr böse. Möchtest du vielleicht, dass man dich auch so schlägt, wenn du gerade ruhig schläfst?«

Die Augen der Kleinen weiteten sich voller Unschuld, während sich Isabelle in dem Hochgefühl wiegte, jemandem Respekt für Tiere beigebracht zu haben. Wehmütig dachte sie an Woody-Allen, der stolz auf sie wäre und den sie heute am späten Nachmittag aus der Tierhandlung holen würde.

Kaum hatte sie ihren hübschen Gedanken zu Ende gedacht, als sich der Mund des kleinen Mädchens auftat und ein ohrenbetäubendes Kreischen ertönen ließ, worauf sich achtzehn Augenpaare auf Isabelle richteten. Die Mutter erdolchte sie förmlich mit Blicken.

»Was ist denn jetzt passiert? Sie war doch so brav.«

»MAAMAAAA, DIE FRAU WILL MICH HAUEN!«

Schlagartig dachte niemand mehr daran, sich Häppchen in den Mund zu schieben, und entsetztes Murmeln erhob sich in dem halb verwüsteten Raum, in dem bereits eine Mutter zitternd ihr Handy zückte, wahrscheinlich um »SOS misshandelte Kinder« anzurufen.

»Was geht hier vor?«, fragte die Mutter der Kleinen.

»Deine Tochter hat die Katze geschlagen, und ich habe ihr gesagt, dass sie so etwas nicht wieder tun soll.«

Dieser Feigling von Jäger hatte den Tatort verlassen, und damit gab es für Isabelles Aussage keinen Zeugen mehr.

»Für wen hältst du dich? Du bist nicht hier, um Enola zu erziehen.«

»Stimmt, das solltest eigentlich du tun«, entgegnete Isabelle, verärgert über den aggressiven Ton. »Dann würde sie ihre psychopathischen Triebe nicht an wehrlosen Tieren und Puppen auslassen.«

»Psychopathische Triebe... Das ist doch die Höhe!... Kümmere dich lieber um dein eigenes Leben, bevor du dich in das Leben anderer mischst. Wenn man mit zweiunddrei-

Big als KassiererIn bei McDonald's arbeitet, ist man wohl nicht gerade eine Autorität in Erziehungsfragen!«

Alexandre – wie immer in der Rolle des tapferen und beschützenden Ritters – ging dazwischen.

»Audrey, Isabelle ist nicht KassiererIn, sondern SchauspielerIn, und sie ist Kinder einfach nicht gewöhnt. Sie wollte nur Jäger beschützen.«

Ein tropfendes Babyfläschchen in der einen und einen weißen, mit Schokolade bemalten Kaschmirpullover in der anderen Hand, warf Alexandre Isabelle flehende Blicke zu, als wäre er soeben von der *Titanic* ins Meer geplumpst. Isabelle atmete tief durch. Sie durfte bei ihrem Jugendfreund keinen Skandal auslösen.

»Tut mir leid, Audrey, ich wollte deiner Tochter keine Angst machen«, sagte sie, »aber lass dir gesagt sein: Es ist keine Schande, als KassiererIn bei McDonald's zu arbeiten.«

Audrey verschränkte die Arme und stieß mit einem verächtlichen Zucken im Gesicht hervor: »Ich spreche nur aus, was alle denken. Aber jetzt entschuldige dich gefälligst bei Enola!«

Isabelle musste sich mit aller Macht ihre Freundschaft mit Alexandre vor Augen führen, um ihrem Gegenüber nicht den Inhalt ihrer Kaffeetasse ins Gesicht zu kippen. Sie nahm sich zusammen und lächelte Enola zuckersüß an.

»Tut mir leid, *Ebola*.«

Alexandre biss sich auf die Lippen, um nicht laut loszulachen. Audrey, die offenbar nicht genau hingehört hatte, nickte zufrieden. Die Kleine, wenig nachtragend, machte sich, die Tatwaffe bereits wieder in der Hand, brüllend auf Jäger-Jagd.

Isabelle und Alexandre waren seit der fünften Klasse die besten Freunde. Ihre Wege hatten sich in der elften Klasse kurz getrennt, als er in einem Anfall akuter Verliebtheit eine Schülerin der Abiturklasse des wissenschaftlichen Zweigs namens Johanna schwängerte. Alexandre, der seine Aufgabe offenbar schon damals darin sah, hilflose Mädchen zu retten, meinte, er müsse sich im zarten Alter von sechzehn, minderjährig und mit der Erlaubnis eines Richters, verheiraten. Siebzehn Jahre später hatte er, seit einem Jahr von besagter Johanna geschieden, das Sorgerecht für die drei Kinder erhalten, auch wenn das nicht gerade sein erklärtes Ziel gewesen war. Seine Exfrau war indessen nach Singapur ausgewandert, wo sie ein Start-up aufgezogen hatte und nun Biokosmetik aus Kürbiskernen aus der französischen Provence vertrieb. Da Alexandre in den sechzehn Jahren ihres gemeinsamen Lebens mehr oder weniger auf der faulen Haut gelegen hatte, war seine Lage zugegebenermaßen nicht wirklich ungerecht.

Also lernte er, seinen Kindern, der siebzehnjährigen Gwen, dem fünfjährigen Mathieu und der dreijährigen Leopoldine, ein guter Vater zu sein. Er jonglierte mit Elternpflichten und einem hochwichtigen Job, von dem Isabelle nie etwas begriffen hatte. Über die grässlichen Salzgebäckfiguren seiner Kinder zum Vatertag freute er sich ein Loch in den Bauch, und zwischen seinen Telekonferenzen mit London verbrachte er mindestens dreißig Minuten täglich – seine Paul-Smith-Brille auf der Nase – auf Blogs für Mütter, um herauszufinden, welches Dreirad für die lieben Kleinen das beste war. Für seine Partnersuche stellte er Fotos ins Netz, die ihn immerzu lächelnd und ziemlich gut aussehend von seinen Kindern umringt zeigten und die ihm bei Tinder einen Bombenerfolg bescherten. Die ganz große Liebe zu

suchen, dazu fehlte ihm die Zeit. Und während seine Kinder älter wurden, musste sich der arme Alexandre mit sehr viel jüngeren Schönheiten abgeben, für die eine ernsthafte Bindung mit einem Vater dreier Kinder ungefähr so verlockend war wie die Beulenpest.

»Ebola? Also wirklich, wie alt bist du eigentlich?«, fragte er, als Enolas Mutter nicht mehr in Hörweite war.

Isabelle kicherte.

»Auf alle Fälle zu alt für Kindergeburtstage. Kommt Amina nicht?«

»Sie hat in letzter Minute dringenden Bereitschaftsdienst in ihrer Klinik vorgeschoben und uns einfach sitzen lassen. Typische Gynäkologenausrede!«

Alexandre stellte das tropfende Fläschchen ab und nahm Isabelles Hand.

»Komm, wir essen jetzt alle Twix auf, die ich in der Garage versteckt habe, das wird uns aufheitern ...«

Das ist ein Joint, keine Nadel

Alexandre machte die Tür zur Garage auf und blieb wie angewurzelt stehen.

»Was macht ihr denn hier?«, fragte er scharf.

Eine rein rhetorische Frage, denn es war mehr als offensichtlich, dass die beiden halbwüchsigen Mädchen auf der Kühlerhaube des Autos einen Joint rauchten. Die eine, mit Nickelbrille, Pferdeschwanz und einem Gesicht, das man ihr ohne Weiteres zutraute, dass sie komplizierte Differentialgleichungen im Kopf lösen konnte, war Gwen, Alexandres älteste Tochter. Als Isabelle das zweite Mädchen musterte, hatte sie das Gefühl, sie von irgendwoher zu kennen.

Das junge Mädchen hatte langes californiablond gefärbtes Haar mit dunklen Ansätzen. Ihre hellgrünen Augen waren dunkel geschminkt und erinnerten an den glutäugigen Blick von Penélope Cruz. Trotz der kindlichen Gesichtszüge wirkte sie geradezu sinnlich. Es war äußerst schwierig auszumachen, ob ihre Kleidung aus dem Sortiment eines etwas futuristischen Designers oder direkt aus der Mülltonne stammte. Sie trug ein pinkfarbenedes, bis zur Oberschenkelmitte geschlitztes Kleid, eine Vintage-Jeansjacke mit goldenen Ellbogenschonern und Boots mit Kreppsohlen. Verblüfft sah sie Isabelle an.

»Du siehst fast so aus wie ...«, begann sie.

Dann stieß sie den Rauch durch die Nasenlöcher aus,

schloss die Augen und schüttelte den Kopf, als erwache sie aus einem schlechten Traum.

»Gwen, lass diesen Quatsch auf der Stelle!«, befahl Alex. »Und du, Adriana, troll dich nach Hause! Du kannst von Glück sagen, wenn ich deinem Vater nichts erzähle.«

Als Isabelle ihren Namen hörte, fiel ihr wieder ein, wo sie das junge Mädchen schon einmal gesehen hatte: in einer Sendung über junge YouTube-Stars, die mit ihren Videos im Netz großen Erfolg hatten. Vor allem an das Interview mit Adriana Kozłowski-Valentini konnte sie sich gut erinnern, denn sie war die Tochter von Sofia Valentini und Jan Kozłowski, einem französisch-polnischen Regisseur, der in Cannes ausgezeichnet worden war. Sofia Valentini war Isabelles Lieblingschauspielerin, nicht zuletzt aus dem Grund, weil man ihr schon oft gesagt hatte, sie sei der Valentini wie aus dem Gesicht geschnitten.

Gwen verdrehte die Augen.

»Ist ja schon gut, Papa, das ist ein Joint, keine Nadel. Kein Grund zur Aufregung!«

Adriana zuckte die Achseln, sprang elegant vom Auto und wandte sich an Alexandre: »Sie können meinen Vater gern anrufen, Monsieur Lemaire. Aber das wird ihm ziemlich egal sein.«

»Raus hier, Adriana!«, stieß Alex zwischen den Zähnen hervor.

Er drückte auf einen Knopf, und das Garagentor öffnete sich.

»Einen Moment! Ich bestell mir noch schnell einen Uber«, sagte das junge Mädchen.

Isabelle musste sich das Lächeln verkneifen, während Alexandres Augen vor Wut sprühten.

»Du wartest draußen!«

Adriana ließ sich Zeit und betrachtete Isabelle mit zusammengezogenen Augenbrauen eingehend, als fragte auch sie sich, woher sie sich kannten. Dann ging sie lässig mit dem Smartphone in der Hand zum Ausgang.

»Auf Wiedersehen, Monsieur Lemaire. Ciao Gwen, bis Montag!«, sagte sie und winkte, ohne sich umzudrehen.

Dann entschwand sie aus ihrem Sichtfeld. Wütend sprang Gwen von der Kühlerhaube.

»Ich fasse es nicht! Wie redest du mit meinen Freundinnen?!«

»Ich habe dir schon mal gesagt, dass ich deinen Umgang mit diesem Mädchen nicht gutheiße! Schließlich bezahle ich dir keine teure Privatschule, damit du hier in der Garage Joints rauchst!«

Ohne eine Antwort rannte Gwen aus der Garage. Be-dröppelt sah Alexandre ihr nach.

»Meinst du, ich sollte mit ihr sprechen?«

Isabelle lehnte sich lässig ans Auto.

»Vergiss es. Sie ist in der Pubertät.«

Dann schnappte sie sich den Rest vom Joint und nahm einen tiefen Zug.

»Gut, das Zeug!«, meinte sie. »Solltest du auch mal probieren. Würde dich entspannen.«

Alexandre schloss die Garage und sah in etwa so entspannt aus, als würde das Wohl der Menschheit von seiner Fähigkeit abhängen, innerhalb von drei Minuten die Relativitätstheorie zu erläutern.

»Ich glaube, ich bin ein mieser Vater.«

Isabelle strich zärtlich über den Schopf ihres Freundes.

»Hör zu«, sagte sie sanft, »ich habe ja mit Kindern nichts am Hut und will um Himmels willen nicht Mutter werden, aber ich glaube, du bist ein super Papa.«

Aus dem Haus drangen gedämpft die Geräusche des Geburtstagsfests zu ihnen. Alexandre schaute Isabelle an, die mit dem Joint in der Hand an der Kühlerhaube lehnte. Obwohl sie kürzlich ihren zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert hatte, wirkte sie mit ihrer verwaschenen Jeans und den *Converse*-Turnschuhen kaum älter als Gwen.

»Natürlich wirst du Kinder bekommen. Du hast ja auch immer gesagt, du würdest nie mit einem Mann zusammenleben wollen, weil das mit deiner Karriere nicht vereinbar sei, und dann bist du doch zu Quentin gezogen.«

»Eben, und schon habe ich keine Karriere mehr ...«

»Du hattest nie eine. Nebenbei bemerkt, denke ich, dass du mit der betroffenen Person bald mal darüber reden solltest, wenn du wirklich keine Kinder willst. Die scheint mit Kindern nämlich eine ganze Menge am Hut zu haben, wie du es ausdrücken würdest.«

Alex deutete mit dem Kinn auf das Garagenfenster. Quentin stand, von Kindern umringt, mit einem Ball in den Händen im Garten. Unter dem Dreitagebart glühte sein Gesicht vor Aufregung. Mit leuchtenden Augen und energischer Stimme sprach er zu der kleinen Bande, die ihm anächtig lauschte.

Als er den Ball hochwarf, rückte sie ihm wie eine Horde Zombies auf die Pelle, als gelte es, den letzten auf der Erde noch lebenden Menschen untereinander aufzuteilen. Er verteidigte sich und warf Enola lachend den Ball zu. Die rannte quietschvergnügt im Zickzack bis ans Ende des Gartens, wo jemand mit zwei Pulloverhaufen das Tor abgesteckt hatte.

Quentin? Kinder? Er hatte das Thema mehrmals angeschnitten, doch Isabelle hatte nie geglaubt, dass er es ernst meinte. Entmutigt saugte sie nochmals an dem Joint.

»So weit sind wir noch gar nicht.«

»Wie lange seid ihr schon zusammen? Fünf Jahre?«

»Ach was ... Seit ...« Sie zählte an den Fingern ab. »Tatsächlich, fünf Jahre«, stellte sie verwundert fest.

»Glaub mir, ihr solltet jetzt darüber sprechen, und nicht erst in drei Jahren.«

»Meinst du wirklich, er will Kinder? Wir haben uns gerade einen Hund angeschafft ...«

Alexandre öffnete eine Twixpackung und musste über den verwirrten Gesichtsausdruck seiner Freundin lachen.

»Ich bitte dich, Isabelle, alle wünschen sich doch Kinder.«

Durch das Fenster beobachtete sie Quentin eine Weile, und ohne Vorwarnung, wie ein Schnupfen im August, überfiel sie das schlechte Gewissen.

»Ich nicht«, murmelte sie.

Willst du einen MacMorning?

Adriana Valentini stieß die Tür zum McDonald's auf. Das Fast-Food-Restaurant war leer und es stank nach Fritten. Sie schaute von einer Kasse zur nächsten, fast alle waren unbesetzt. Dann ging sie auf die zu, hinter der Isabelle mit aufgestütztem Ellenbogen und einer so freudlosen Miene stand, als stecke sie mitten in einer Steuerprüfung.

Adriana hatte sich nicht geirrt. Die junge Frau, die sie bei Gwen getroffen hatte, mochte zwar blond sein, aber die Ähnlichkeit mit ihrer eigenen Mutter war verblüffend. Blondierte Strähnen schauten unter der McDonald's-Kappe hervor, und wenn sie nicht lächelte, gaben ihr die Ringe unter den großen dunklen Augen einen tragisch-poetischen Ausdruck, der Adriana höchst vertraut war.

Adriana grinste entzückt. Ganz zufällig war sie in der Garage bei Gwen Lemaire auf die Lösung all ihrer Probleme gestoßen. Einen Joint zu rauchen, brachte einfach alles in Ordnung, sollte man meinen.

Eben noch in ihren Gedanken versunken, richtete sich Isabelle plötzlich auf.

»Hallo, wir kennen uns doch ... Adriana? Richtig?«

Vor Adrianas Gesicht bildete sich eine riesige Kaugummi-Blase, die sie auf den bonbonrosa geschminkten Lippen geräuschvoll zerplatzen ließ.

»Richtig. Wir haben uns kürzlich bei Gwen gesehen. Sie sagt, du bist Schauspielerin.«

»Stimmt. Was möchtest du essen?«, fragte Isabelle geschmeichelt, weil Gwen mit ihren Freundinnen über sie sprach.

Adriana zog ein iPhone 7 aus ihrer Louis-Vuitton-Tasche und lehnte sich über den Tresen.

»Nichts. Darf ich?«

Bevor Isabelle antworten konnte, stand sie schon Wange an Wange mit der Teenagerin da, als seien sie die besten Freundinnen. Lächeln. Klick.

Mit Expertenblick studierte Adriana das Foto.

Auf dem Bild wirkte Isabelle überrascht und – das musste man zugeben – ein bisschen blöde.

»Für mein Instagram«, erklärte Adriana.

Isabelle wurde vor Freude rot.

»Ach, weißt du, so bekannt bin ich nun auch wieder nicht ...«

Adriana sah sie verständnislos an und brach dann in Gelächter aus.

»Oh nein, ich weiß ... Deshalb habe ich das Foto auch nicht gemacht! Es ist gut für mein Image, wenn ich ab und zu Selfies mit ... normalen Menschen poste.«

Isabelle war nicht sicher, was das Wort »normal« in Adrianas Sprache bedeutete, aber ein Kompliment war es sicher nicht. Adriana postete das Foto, dann hob sie den Kopf.

»Du kannst dich freuen! Ich habe ein hochinteressantes Angebot für dich.«

Verärgert über so viel Herablassung, verschränkte Isabelle die Arme.

»Nein danke, das ist sicher nichts für so »normale« Leute wie mich.«

»Sei doch nicht bescheuert, du weißt ja nicht mal, was ich dir vorschlagen will. Du bist Schauspielerin, und stell dir vor, ich habe eine Rolle für dich.«

Misstrauisch betrachtete Isabelle das Gesicht der Jugendlichen. Unter den mit Khol geschwärzten Lidern blickten die hellgrünen Augen äußerst ernsthaft drein. Immerhin war Adriana die Tochter eines Regisseurs und eines Filmstars, da war es gar nicht so abwegig, dass sie vielleicht wirklich einen Job für Isabelle hatte.

»Eine Rolle?«, fragte Isabelle vorsichtig.

Adriana blickte sich um und sagte leise: »Weißt du, dass du meiner Mutter total ähnlich siehst?«

Isabelle hatte sich immer darüber gefreut, mit Sofia Valentini verglichen zu werden, schließlich war die Schauspielerin schön und talentiert. Diesmal aber stimmte sie das Kompliment eher traurig, denn Adrianas Mutter hatte vor vier Jahren in einem italienischen Luxushotel Selbstmord begangen. Die Nachricht war damals durch die gesamte Presse gegangen. Isabelle hatte nicht die geringste Ahnung, wie sie einer Siebzehnjährigen, die soeben ziemlich abgebrüht bemerkt hatte, dass sie ihrer toten Mutter ähnlich sehe, ihr Mitgefühl ausdrücken konnte.

Also sagte Isabelle einfach das Nächstbeste: »Möchtest du einen MacMorning?«

Als hätte Adriana genau diese Antwort erwartet, erwiderte sie: »Nein, der ist eklig, aber ich nehme einen Big Mac und einen Cheeseburger, vorausgesetzt, du hörst mir zu.«

Isabelle schaute auf die Uhr. Es war Zeit für ihre Mittagspause. Adriana bestellte eine große zuckerfreie Cola zu ihrem Essen, und Isabelle setzte sich mit einem Becher Sprite zu ihr an den Tisch. Wegen einer üblen Gastritis nach dem

Kindergeburtstag bei Alexandre hatte sie in den letzten drei Tagen so viel Cola trinken müssen, dass ihr allein das rot-weiße Logo Übelkeit bereitete.

Adriana leerte vier Beutel Mayo und Ketchup aufs Tablett und verrührte das Ganze mit dem Strohhalme zu einer zweifarbigen Pampe, wickelte dann geschickt ihren Cheeseburger aus, tunkte ihn in die Pampe und nahm einen Riesenbissen.

»Ich erkläre es dir«, sagte sie mit vollem Mund. »Mein Vater heiratet demnächst Colombe de la Fontardière.«

»Ach ja?«, antwortete Isabelle gerührt.

»Das hat *Closer* letzte Woche veröffentlicht. Die beiden sind seit sechs Monaten zusammen.«

»Herzlichen Glückwunsch, du bekommst eine neue Mutter.«

Adriana legte ihren Cheeseburger vorsichtig aufs Tablett zurück. Sie beugte sich vor, und der »Peace and Love«-Anhänger mit falschen Diamanten, den sie an einer Kette um den Hals trug, landete in der Ketchup-Mayo-Pansche.

»Lieber sterbe ich, als dass ich ihn diese blöde Kuh heiraten lasse.«

Weshalb Adriana ausgerechnet ihr, die von Tuten und Blasen keine Ahnung hatte, all das erzählte, entging Isabelle gänzlich. Aber nach drei Tagen im Bett und einem Vormittag, dessen Höhepunkt darin bestanden hatte, dass ein Kunde eine Schachtel mit neun Chicken McNuggets bestellte, nahm diese Unterhaltung eine Wende, die Isabelle neugierig machte. Ohne zu fragen, schnappte Adriana sich Isabelles Serviette, rieb damit ihren Anhänger sauber und fuhr fort: »Die hat ihn einer Gehirnwäsche unterzogen und ihn mit Tantrasex und veganen Smoothies gefügig gemacht. Sie interessiert sich nur für seine Kohle, könnte

vom Alter her seine Tochter sein und hat die Ausstrahlung eines Badezimmermülleimers. Was hältst du von zehntausend Euro?»

»Für eine Cola und einen Big Mac? Ist das nicht ein bisschen viel?«

»Hör auf! Ich meine es ernst. Ich biete dir zehntausend Euro, wenn du ihnen die Hochzeit vermasselst.«

Isabelles Blick suchte nach einer versteckten Kamera, während Adriana sagte: »Das ist die Rolle, von der ich gesprochen habe: Du sollst meinen Vater verführen, damit er diese Tussi verlässt.«

Isabelle kaute auf ihrem Strohalm. Ganz offensichtlich war das alles nur ein schlechter Witz, aber was war der Zweck? Gereizt stopfte sich Adriana eine Handvoll Fritten in den Mund.

»Ich hab es dir ja gesagt, du siehst meiner Mutter ähnlich. Natürlich kannst du ihr nicht das Wasser reichen, das ist klar, aber ich weiß, dass du meinem Vater gefallen würdest.«

»Du machst dich wohl über mich lustig.«

Das junge Mädchen seufzte verstimmt und schob sich den letzten Bissen Cheeseburger in den Mund.

»Sag mir, wenn ich falschliege, aber was deine Filmkarriere angeht, scheint mir, dass du an einem ziemlichem Tiefpunkt angelangt bist. Und wenn ich mir deine Klamotten so ansehe, glaube ich nicht, dass du es dir leisten kannst, zehntausend Euro auszuschlagen.«

Isabelle presste die Hände auf ihre Schläfen. Sicher delirierte sie. Sie hatte doch gleich gewusst, dass der Arzt sie noch länger hätte krankschreiben sollen. Sie entgegnete: »Du rauchst wohl zu viele Joints. Schluss mit dem Unsinn. Du bist verrückt.«

Adriana legte eine Visitenkarte neben den Pappbecher

und lächelte. Ein paar Sekunden lang sah sie tatsächlich aus wie eine Siebzehnjährige.

»Denk gut drüber nach. Zehntausend Euro für zwei Wochen Arbeit.«

»Ich habe bereits drüber nachgedacht. Die Antwort ist Nein.«

Adriana hob ungläubig eine Augenbraue.

»Selbst für eine verkrachte Schauspielerin wie dich wäre das ein Kinderspiel. Warum lehnt du das Angebot ab?«

Isabelle knallte ihren leeren Sprite-Becher auf den Tisch und lehnte sich vor.

»Weil wir uns überhaupt nicht kennen. Ich mag eine verkrachte Schauspielerin sein, aber deswegen weiß ich trotzdem, dass deine Idee größenwahnsinniger Schwachsinn ist. Deshalb!«

Adriana musterte sie vom Scheitel bis zur Sohle. Dann zuckte sie sichtlich enttäuscht die Achseln und stand auf.

»Ruf mich an, wenn du es dir anders überlegst!« Damit verschwand sie hinter der Glastür, ohne ihr Tablett abgeräumt zu haben.

Sprechstunden nach Vereinbarung

Nicolas blickte auf das goldglänzende Schild am Eingang des Pariser Luxuswohnhauses, und wie jede Woche brauchte er eine ganze Weile, um die Inschrift zu entziffern:

DOKTOR RENOIR – KINDERPSYCHOLOGE
Sprechstunden nach Vereinbarung

Er umklammerte Nanous Hand. Sie drückte die seine zärtlich, und gleich fühlte er sich etwas besser.

Beim Anblick des blauen Tischchens mit den unfertigen Ausmalbildern im Wartezimmer ging der Atem des kleinen Jungen schneller. Ein paar Kinder vergnügten sich mit Feuerwehrautos und halb kahlen Puppen, die wohl zu lange in Kisten gelegen hatten und nach Staub rochen. In der Schule spielten die anderen Kinder auch nie mit ihm, warum sollten sie es hier tun?

Er nahm seine Brille mit den runden Gläsern ab und schob sie in die Tasche seiner Jeans. Die dunkelblonden Locken bildeten einen willkommenen Schutzvorhang vor seinen Augen. Um ihn herum wurden die Konturen weicher, die Welt verschwamm auf beruhigende Weise.

»Wir sind dran«, sagte Nanou.

Etwas Anheimelndes ging von Nanous dunklem Haarknoten aus. Sie trug ihn immer, genau wie ihre dunkel-

blauen Kostüme und die riesige, etwas altersschwache Einkaufstasche, aus der sie jederzeit, je nach Bedarf, ein Taschentuch, einen Keks oder Orangensaft für ihn oder seine Schwestern hervorzauberte. Nicolas wusste, dass sie immer da sein würde, in der Nacht, am Wochenende, in den Ferien und auch an allen Feiertagen. Sie war das einzig Zuverlässige, das er in seinem Leben kennengelernt hatte.

Doktor Renoir trug im Gegensatz zu den Ärzten im Fernsehen keinen Kittel. Er maß auch nie Nicolas' Temperatur und begann stets mit dem gleichen Satz: »Guten Tag, Nicolas. Du brauchst nicht zu sprechen, hier bist du in Sicherheit. Du kannst zur Antwort einfach nicken, okay? Wie geht es dir heute?«

Von allen Doktoren mochte er diesen am liebsten. Vor allem weil er niemals jene unschuldige Frage stellte, die ihn auf der Stelle lähmte. Fünf Worte, die auf ihn wirkten wie ein Fluch: »Hast du deine Zunge verschluckt?« Wenn er diese Worte hörte, zog sich seine Zunge – wie eine Schnecke in ihr Haus – sofort in die Mundhöhle zurück und klebte am Gaumen, als habe sie Angst, verschluckt zu werden.

»Nicolas, in diesem Sommer muss Nanou im Krankenhaus operiert werden, und sie kann nicht wie sonst mit euch in die Ferien fahren.«

»Hab keine Angst!«, flüsterte Nanou und hielt seine Hände fest in ihren.

Doch je öfter sie den Satz wiederholte, umso mehr fürchtete er sich. In Krankenhäusern starben Leute, jeden Tag! Und das nicht nur im Fernsehen.

»Wir finden bestimmt eine Ersatzkinderfrau, eine, die Kinder lieb hat wie Mary Poppins. Du erinnerst dich doch an Mary Poppins?«

Die war ihm völlig egal. Ohne Nanou konnte er nicht

in die Ferien fahren. Er konzentrierte sich auf den offenen Schnürsenkel seines rechten Turnschuhs, bis die Stille in seinem Kopf alle Außengeräusche verschlungen hatte. Niemand hört jemandem zu, der nicht spricht, jetzt wollte er auch nicht mehr zuhören. Leider schafften die Geräusche es immer wieder, die Stille zu durchbrechen. Zunächst das Kratzen des Füllers auf einem Blatt Papier, dann die gedämpften Kinderstimmen, Absätze auf dem Parkett ... Als würde jemand ein kaum hörbares Radio immer lauter drehen. Der Doktor hatte die Tür geöffnet. Nicolas sollte im Wartezimmer warten. Seitdem waren zwanzig Minuten vergangen. Er hatte keine Ahnung, was sich in dieser Zeitspanne zugetragen hatte.

Da Nicolas nicht sprach, dachten die meisten Leute, er sei taub, und redeten in seiner Gegenwart ohne jede Scheu. Nicht so Doktor Renoir. Doch inzwischen hatte der kleine Junge es aufgegeben, an der Tür zu lauschen und mitzuhören, was nicht für ihn bestimmt war, denn alle Ärzte, zu denen man ihn gebracht hatte, verwendeten die gleichen Worte, wie »selektiver Mutismus«, zum Beispiel. Dann folgten andere komplizierte Worte, die für ihn wie Apfelmus klangen – Kognitivismus, Hypnomus, Verhaltensmus ...

Champagner, ja bitte oder Champagner, nein danke?

Isabelle betrachtete das winzige Kästchen unter ihrer Serviette mit dem gleichen Entsetzen, als hätte sie dort eine Macarena tanzende Kakerlakenfamilie entdeckt. Rasch legte sie die Serviette zurück. Das war knapp. Bestimmt hatte man sie an den falschen Tisch gesetzt. Gut, dass niemand etwas gesehen hatte.

»Isabelle ...«

Verstört sah sie zu Quentin hinüber. Er hatte es gesehen. Nein, schlimmer, er wusste Bescheid. Noch schlimmer: Quentin war dafür verantwortlich! Ein paar endlose Sekunden lang stand die Zeit still.

Tief durchatmen!

Isabelle legte die Hände auf ihre Wangen, die eine Hitze- welle mit hektischen Flecken überzogen hatte.

Quentin strich nervös über seinen jungen Bart.

Er wird mich verlassen. Nein, das wäre absurd! Man versteckt doch kein mit dunkelblauem Samt bezogenes Kästchen unter der Serviette der Person, die man verlassen will.

Als sie daran dachte, kicherte sie nervös und albern los.

»Madame, Monsieur, guten Abend.«

Himmel sei Dank, der Kellner!

»Mademoiselle«, berichtigte ihn Isabelle in einem aggressiven Ton, der sie selbst erstaunte.



Marie Vareille

Vielleicht ist es ja Liebe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-328-10256-4

Penguin

Erscheinungstermin: Juni 2018

Isabelle ist frisch getrennt, ihre langersehnte Schauspielkarriere noch immer in weiter Ferne, und auf ihrem Konto herrscht gähnende Leere. Da kommt ihr ein ungewöhnliches Rollenangebot gerade recht: Eine junge Bloggerin beauftragt sie, ihren Vater zu verführen. Denn der will einige Jahre nach dem Tod der Mutter wieder heiraten, obwohl die Kinder mit ihrer Stiefmutter in spe alles andere als einverstanden sind. Und so reist Isabelle als angebliche Nanny mit in den Sommerurlaub am Comer See – doch in dem idyllischen Örtchen angekommen, werden nicht nur das Leben der Patchworkfamilie, sondern auch ihre eigenen Gefühle völlig auf den Kopf gestellt.



[Der Titel im Katalog](#)